

Zeitschrift: Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO
Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe, SKOS
Band: 106 (2009)
Heft: 3

Artikel: "Manchmal weine ich einfach kurz vor mich hin"
Autor: Ringier, Ellen / Bachmann, Monika
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-839931>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Bilder: Christine Bärlocher

«Manchmal weine ich einfach kurz vor mich hin»

Sie wirkt wie ein Fels in der Brandung. Doch der Schein trügt. Ellen Ringier, die engagierte Kämpferin für eine gerechtere Welt, ist dünnhäutig geworden. Trotzdem weicht sie keinen Millimeter von ihrer inneren Überzeugung ab: «Der Sinn des Lebens besteht darin, anderen eine Chance zu geben», sagt sie.

Sie sind Mutter von zwei Kindern, die vor dem Einstieg ins Berufsleben stehen. Der Arbeitsmarkt ist jungen Menschen zurzeit nicht besonders wohlgesinnt. Haben Sie Angst um die Zukunft Ihrer Töchter?

Unsere beiden Töchter werden ihren je eigenen Weg gehen, davon bin ich überzeugt. Die Ältere ist nun 18. Sie schreibt hervorragend und hat eine sehr starke Persönlichkeit. Sie wird nicht den konventionellen Weg gehen, aber sie wird es schaffen. Die Jüngere hat eine ausgeprägte soziale Ader und kann sowohl mit alten Leuten wie auch mit Kindern gut umgehen. Sie ist spontan und wollte direkt ins Berufsleben einsteigen. Als wir vorschlugen, zuerst ein Auslandjahr zu machen, hatte sie sogleich eine Stelle bei einer Familie mit drei Kindern,

die im Filmbusiness tätig ist, in New York. Diese Verantwortung schien uns für eine 16-Jährige zu gross und wir haben die Notbremse gezogen. Nun absolviert sie ein 10. Schuljahr in Englisch – das finden wir ganz gut.

Welche Werte haben Sie Ihren Kindern vermittelt?

Die beiden sind in der Pubertät und lehnen sich zurzeit ein bisschen auf. Sie finden, ich sei eine Workaholic – und ich kann es ihnen nicht einmal verübeln. Ich sitze pro Tag sieben, acht Stunden im Büro, verdiene dabei keinen Rappen Geld und gebe erst noch das eigene Vermögen aus. Damit entspreche ich wohl kaum dem herkömmlichen Bild einer Unternehmerrgattin. Mein soziales Engagement hat die beiden aber offensichtlich stark geprägt. Vor sieben Jahren haben sie mit Singen

auf der Strasse 500 Franken für mich gesammelt. Sie haben auf ein Plakat geschrieben: «Für Frau Dr. Ellen Ringier, damit sie armen Kindern helfen kann.» Das hat mich besonders gerührt.

Die soziale Verantwortung ist Ihnen sehr wichtig?

Ja, ich habe in der Erziehung sehr stark darauf fokussiert. Auch in meiner Kindheit war dies zentral: Man ist Teil einer Gesellschaft, soll sich einbringen. Talente, die man mit auf den Weg bekommt, soll man auch für andere einsetzen. Je privilegierter man ist, desto stärker sollte man sich engagieren. Für mich trifft das zu: Ich konnte studieren, doktorieren, hatte einen Grossvater, der mir ein Erbe gegeben hat, das ich jetzt sozusagen verbrate ...

... verbrate?

Ich gebe das Geld für gescheite und weniger gescheite Zwecke aus. Beispielsweise habe ich sehr viel Geld in den jüdisch-palästinensischen Frieden investiert und deshalb sogar den Haviva-Reik-Friedenspreis erhalten. Aber was ist dabei herausgekommen?

In der Schweiz wird die Schere zwischen Arm und Reich immer grösser. Viele Familien sind betroffen, Kinder werden zunehmend zu einem Armutsrisiko. Was denken Sie zu dieser Entwicklung?

Für mich ist das eine Katastrophe. Die Kinder sind zuallererst betroffen, was für ihre Zukunft verheerend sein kann. Wenn eine Mutter ihr Kind nicht mehr zur Geburtstagsparty der Freundin schickt, weil das Geld für ein Geschenk fehlt oder wenn ein Teenager nie ein trendiges Kleidungsstück kaufen kann, ist das viel dramatischer, als man denkt. Den Kindern wird dadurch nicht nur die Teilnahme am sozialen Geschehen verunmöglicht, sondern sie werden auch ausgegrenzt. Wer ausgegrenzt wird, hat zweifellos auch weniger Chancen. In der Stiftung Humanitas, die ich leite, bin ich mit solchen Fragen konfrontiert.

Welchen Bezug haben Sie zu dieser Stiftung?

Der Grossvater meines Mannes hat sie in den 30er-Jahren gegründet, weil er Drucker entlassen musste. Obwohl er ein wirklich taffer Unternehmer war, konnte er sich nicht vorstellen, in Zofingen in einer Villa zu sitzen und für seine in- und ausländischen Arbeitnehmer nichts zu tun. Ich stelle fest, dass die heutige Generation von Unternehmern diesen Solidaritätsbeitrag nicht mehr leistet.

Was erwarten Sie von den Unternehmern?

Ich erwarte, dass sie nicht nur Nehmer sind, sondern auch etwas unternehmen – vor allem die Inhaber und Patrons. Viele Aktionärsfamilien wären in der Lage, eine solche Stiftung zu gründen. Noch besser wäre, wenn zu

diesem Zweck auf Bundesebene eine Art Solidaritätsstiftung geschaffen würde, die von Beiträgen der Unternehmer gespeist würde. Wenn einer im Jahr 30 Millionen verdient, kann er doch ohne Weiteres eine Million einzahlen. Auch wer 10 Millionen verdient, kann davon eine nach Bern schicken.

Werden Sie für dieses Projekt die Initiative ergreifen?

Ich habe in dieser Sache zwei, drei Unternehmer angefragt, da ich Unterstützung für das Projekt suchte – mit dem Resultat, dass diese Leute jetzt sauer auf mich sind!

Warum?

Meine Idee hat sie offenbar erzürnt! Beachtlich finde ich, dass zwei dieser Unternehmer keine Kinder haben. Ich frage mich deshalb: Was machen diese Leute mit dem vielen Geld? Wie viele Autos, wie viele Boote, wie viele Bilder und wie viele Häuser wollen sie noch haben? Und da stellt sich mir eine ganz andere Frage: Was will man denn erreicht haben, wenn man den Sargdeckel zuzieht? Besteht der Sinn des Lebens darin, möglichst reich zu sein, oder will man einen «Footprint», eine Spur hinterlassen? Mein jüdischer Grossvater in London hat mir und meinen Geschwistern das Erbe mit folgender Massgabe vermacht: «All life is about, is to give other people a chance» – ändern eine Chance geben. Danach lebe ich, das sind meine Sozialisierungsgrundlagen.

Sie sind in verschiedenen Stiftungen vertreten.

Welches ist Ihr liebstes Mandat?

Jenes, das mich täglich und fast zu 100 Prozent beschäftigt: die Stiftung «Elternsein», die das Magazin «Fritz+Fränzi» herausgibt. >

<<IM FALL>> – DIE WANDER-AUSSTELLUNG ZUR SOZIALHILFE

Im europäischen Jahr zur Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung 2010 lanciert die SKOS eine Wanderausstellung zur Sozialhilfe in der Schweiz. Die Ausstellung wird in verschiedenen Städten und Gemeinden gezeigt. Auf diesem Weg soll die Öffentlichkeit für die Themen Armut und soziale Ausgrenzung sensibilisiert werden – mit dem Ziel, die Akzeptanz der Sozialhilfe in der Gesellschaft zu stärken. Die SKOS ist für die Realisierung dieses Projekts auf Sponsoren angewiesen und hat aus diesem Anlass mit der Fundraiserin Ellen Ringier ein Gespräch geführt.

Weitere Infos: www.im-fall.ch

«Ich frage mich: Was machen die Leute mit dem vielen Geld? Wie viele Autos, wie viele Boote, wie viele Bilder und wie viele Häuser wollen sie noch haben?»

> Sozusagen Ihr drittes Kind?

Das ist mein Baby! Obwohl: Es ist schon achtjährig und steht immer noch nicht auf eigenen Füßen. Die aktuelle Krise hat zu einem Inserateinbruch geführt – für uns eine Katastrophe.

Warum liegt Ihnen so viel an «Fritz+Fränzi»?

Die Zeitschrift steht als Symbol für die Botschaft an die Eltern: Ihr seid nicht allein! Die Familienlobby ist in der Schweiz sehr schwach. In letzter Zeit ist das Thema zwar viel stärker im Fokus von Medien und Politik. Es ist höchste Zeit, dass sich etwas bewegt. Ich rede bereits seit acht Jahren davon, möglicherweise hat «Fritz+Fränzi» die Entwicklung etwas beschleunigt.

Sind Sie für «Fritz+Fränzi» auf Sponsoring angewiesen?

Ja, wir benötigen Unterstützung für dieses Projekt.

Meist sind Sie in der anderen Rolle: Als Stiftungspräsidentin nehmen Sie Gesuche entgegen und entscheiden über Unterstützungsbeiträge. Welche Bedingungen müssen erfüllt sein, damit soziale Projekte gesponsert werden?

Bei der Stiftung Humanitas richten wir zurzeit ausschliesslich Einzelhilfe aus und nehmen – infolge der enormen Nachfrage – keine Gesuche entgegen, die institutionelle Anliegen beinhalten. Im privaten Bereich gibt es Projekte, die mein Mann und ich unterstützen, weil wir sie wichtig finden und einen Bezug dazu haben.

Darunter sind dann auch Institutionen?

Ja, zum Teil. Doch früher haben wir Institutionen stärker berücksichtigt als heute. Wir glauben, dass sich grosse Institutionen wie beispielsweise das Schweizerische Rote Kreuz oder die Unicef über den grossen nationalen Spendenmarkt selbst finanzieren können.

Trotzdem gelangen Non-Profit-Organisationen bei Bedarf mit Sponsoringgesuchen an wirtschaftliche Unternehmen. Wo liegen Ihrer Ansicht nach die grössten Fehlerquellen, welche diese Institutionen in diesem Bereich machen?

Ich denke nicht, dass es um Fehler geht. Die Wirtschaft wird von Menschen geführt und diese bezahlen in der Regel relativ hohe Steuern. Deshalb sind sie nicht bereit, ergänzend zu den Steuern Dinge zu finanzieren, die ihrer Ansicht nach von der öffentlichen Hand getragen werden müssen. Die häufigste Aussage, die ich in diesem Zusammenhang höre, ist: «Wir bezahlen schon genug Steuern, damit ist alles abgegolten.»

Wie gehen Sie persönlich denn vor, wenn Sie auf Sponsorensuche sind?

Ein gutes Beispiel dafür ist die Sponsorensuche für die Pfadi. Neun von zehn Unternehmern sagen zu mir: «Das interessiert mich nicht.» Der zehnte sagt: «Ich war selbst mal in der Pfadi, ich leiste gerne einen Beitrag.» Die innere Bindung ist entscheidend. Es geht aber auch um die Art und Weise, wie ich mein Anliegen verkaufe. Da habe ich den Vorteil, dass ich meine Person in den Vordergrund stellen kann und mit den Unternehmern auf gleicher Augenhöhe bin. Trotzdem gilt: Nur einer von zehn leistet schlussendlich einen Beitrag – oft unter dem Motto: «Okay, Frau Ringier, wir machen das in Würdigung ihres 18-jährigen Engagements. Aber bitte kommen Sie nicht wieder.»

Frustriert Sie das?

Es frustriert mich enorm! Aber ich orientiere mich am Satz: «A fundraiser must be able to take no as an answer», will heissen, man muss ein Nein als Antwort akzeptieren können. Das ist nicht immer leicht. Es gibt Tage, da hänge ich nach einigen Telefonaten den Hörer auf und weine einfach mal kurz vor mich hin.

Auch nach 18 Jahren noch?

Heute passiert das sogar öfter als früher. Ich bin dünnhäutiger geworden und die Absagen häufen sich.

Wie gehen Sie damit um?

Ich muss einfach damit fertig werden, muss es irgendwie wegstecken.

ELLEN RINGIER

Ellen Ringier ist promovierte Juristin und lebt mit ihrem Mann, dem Verleger Michael Ringier, und den beiden Kindern im zürcherischen Küsnacht. Die 57-Jährige engagiert sich seit 18 Jahren unentgeltlich in verschiedenen Stiftungen, die sich für soziale oder kulturelle Anliegen einsetzen. Zu ihren wichtigsten Mandaten gehört das Präsidium bei der Stiftung «Elternsein», die das Magazin «Fritz+Fränzi» herausgibt, sowie das Präsidium bei der Stiftung Humanitas, der Sozialstiftung des Ringier-Verlags.



Reden Sie mit Ihrem Mann darüber?

Er hat seine eigenen Sorgen und diese sind nicht kleiner als meine. Nein, ich mache dies meist mit mir alleine aus und sage mir: Du musst die Leute verstehen, die haben ihre eigenen Probleme. Trotzdem berührt es mich komisch, dass auch äusserst wohlhabende Unternehmer nicht auf die Idee kommen, gelegentlich aus ihrem privaten Vermögen einen Beitrag zu leisten.

Wird sich Ihre Enttäuschung auf das weitere Engagement auswirken?

Ich bin jetzt 57 und ich denke immer öfter, dass ich mit 60 vielleicht nicht mehr mag. Andererseits habe ich noch nie etwas im Stich gelassen. Jede Organisation, die ich mal geführt oder mitgeführt habe, war bei meinem Rücktritt in einem besseren Zustand als vorher.

Wie wirkt sich die aktuelle Wirtschaftskrise auf Ihre Tätigkeit aus?

Die Krise schlägt sich auf fast jedes Gespräch nieder, das ich führe. Selbst ein Multi-Multimillionär, der – nachdem er bei Madoff Geld verloren hat – immer noch Multimillionär ist, hat subjektiv das Gefühl, dass er nichts mehr geben kann. Da reden Sie an eine Wand.

Sie kennen die Welt der Gutbetuchten und sind oft dabei, wenn sich die Crème de la Crème trifft. Auf der andern Seite kennen Sie die Situation von Menschen, die an der Armutsgrenze sind. Wie lebt es sich mit diesem Spagat im Kopf?

Für mich ist es immer dann schwierig, wenn ich mich an einem Ort aufhalte, wo der Reichtum exzessiv, sprich frivol, gezeigt und ausgelebt wird. Wenn beispielsweise für 100 Leute ein Fest gemacht wird, das 1,5 Millionen Franken kostet, wenn teure Bands eingeflogen werden und Kaviar serviert wird, habe ich grosse Mühe. Wissen Sie, ich gönne jedem seinen Privatjet, aber ich erwarte, dass er «ein Gleiches» tut. In solchen Momenten möchte ich am liebsten auf den Gastgeber zugehen und fragen: «Hättest du für dies oder das auch noch was übrig?»

Tun Sie es?

Ich lote die Möglichkeiten jeweils aus. Wenn ich Leute anspreche, versuche ich sie mit Verkaufsargumenten zu gewinnen. So sage ich etwa: «Hast du gewusst, dass du 20 Prozent der Einnahmen von den Steuern befreien kannst, wenn du spendest?» Man muss versuchen, die Leute zu gewinnen. Es geht oft nicht nur um Benefiz, sondern auch um Profit, zum Beispiel durch eine steuerlich relevante Einsparung.

Sie betonen immer wieder, dass Sie ein privilegiertes Leben führen. Gab es auch Momente, in denen Sie unglücklich waren?

Aber sicher! Ich muss mich immer wieder selbst motivieren und aufrappeln. Ich gebe mich nicht leicht zufrieden und meine Frustrationsschwelle ist relativ tief geworden.



«Besteht der Sinn des Lebens darin, möglichst reich zu sein, oder will man einen <Footprint>, eine Spur hinterlassen?»

Da haben Sie sich aber einen schlechten Job gesucht ...

... ja, stimmt. Aber ich habe viel Kraft – zumindest noch!

Frau Ringier, wie wäre die Welt ohne Menschen wie Sie?

Um Himmels Willen! Ich will mich nicht selbst beweihräuchern: Die Welt wäre mehr oder weniger gleich. Das Geld, das ich ausgabe, habe ich ja zu keinem Rappen selbst verdient. Und ich gebe zu bedenken, dass es auf der Welt Hunderttausende von Menschen gibt, die einen stillen Solidaritätsbeitrag – im Sinne einer Zeitspende – leisten und dafür keine Ehre und Anerkennung erhalten. ■

Das Gespräch führte
Monika Bachmann